

Spaniens historische Erbsünde

Autor(en): **Gasset, José Ortega y**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1928)**

Heft 5

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759677>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Spaniens historische Erbsünde

von *José Ortega y Gasset*

Deutsch von Helene Weyl

Das erste, was ein Geschichtsschreiber tun sollte, um die Wesensart einer Nation oder einer Epoche zu bestimmen, ist die Aufstellung der charakteristischen Gleichung, welche angibt, wie sich innerhalb ihrer die Beziehungen zwischen der breiten Masse und den sie überragenden Minderheiten gestalten. Die Formel, die er entdeckt, wird ein Geheimschlüssel zu den verschwiegensten Regungen des in Frage stehenden historischen Gebildes sein.

Es gibt Völker, die sich durch einen fast monströsen Überfluß an hervorragenden Persönlichkeiten auf dem Untergrund einer dünnen, unzureichenden und ungelehrigen Masse ausgezeichnet haben. Dies war der Fall Griechenlands und dies der Ursprung seiner historischen Instabilität. Denn bei einer solchen Verteilung der Akzente mußte es dahin kommen, daß die hellenische Nation schließlich einer Industrie gleichsah, die nur Modelle fabriziert anstatt sich mit der Festlegung einiger weniger « Standards » zu begnügen und danach reichliche Vorräte an Menschenware herzustellen. Genial als Kultur, war Griechenland unbeständig als soziales Gebilde und als Staat. ✓

Umgekehrt liegen die Verhältnisse in Rußland und Spanien, den beiden äußersten Ecken der großen europäischen Diagonale. So sehr sie sich in andern Beziehungen unterscheiden, stimmen Rußland und Spanien darin überein, daß sie die beiden « Volksreiche » sind und an einer augenfälligen und durchgehenden Spärlichkeit ausgezeichneter Individuen leiden. Die slawische Nation ist eine schwere Masse, auf der ein winziges Köpfchen zittert. Gewiß, sie besaß zu allen Zeiten erlesene Minderheiten, die gestaltend auf das Leben Rußlands einwirkten, aber von so verschwindenden Dimensionen, gehalten gegen die riesenhafte Ausdehnung der Rasse, daß sie niemals imstande waren, den mächtigen Leib dieses Volkes ganz mit ihrem ordnenden Einfluß zu durchtränken. Daher der amorphe, primitive Zustand, in dem russisches Wesen beharrlich fort dauert.

Was nun Spanien angeht . . . Es ist unbegreiflich, daß man aus unserer langen Geschichte nicht wieder und wieder jenen charakteristischen

Zug herausdestilliert hat, welcher der einleuchtendste und zugleich handgreiflichste ist: ich meine das fast ununterbrochene Mißverhältnis zwischen dem Wert unseres Volkes und dem unserer ausgesuchten Minoritäten. Die autonome Person, die bewußt und aus eigener Machtfülle Stellung zum Leben bezieht, war äußerst selten in unserm Land. Hier wurde alles vom « Volk » getan, und was das Volk nicht tun konnte, blieb ungetan. Das Volk aber kann nur die elementaren Funktionen des Lebens vollbringen; es kann weder Wissenschaft machen, noch hohe Kunst, noch eine mit komplizierten Techniken ausgerüstete Zivilisation, es kann keinen Staat von dauerndem Bestand gründen und nicht aus magischen Erschütterungen eine Religion gestalten.

Es ist denn auch die spanische Kunst herrlich in ihren anonymen und volksmäßigen Äußerungen – Liedern, Tänzen, Keramiken – und sehr dürftig in ihren persönlichen und gebildeten Formen. Hier und da reifte ein begnadeter Mann, dessen abseitiges und jähes Werk die durchschnittliche Höhe der Produktion nicht zu heben vermochte. Zwischen ihm, dem Einzelnen, und der Ebene des Volkes standen keine Mittler und gab es darum keine Verbindung. Und das obgleich noch diese seltenen Genien in Spanien zur Hälfte immer « Volk » blieben und ihre Schöpfung sich niemals völlig vom Mutterboden plebejischer Dumpfheit ablöste.

Eines der Merkmale, die das im Volk gezeugte Werk von dem unterscheiden, das durch individuelle Anspannung hervorgebracht wird, ist die Anonymität. Volkswerk pflegt namenlos zu sein. Nun vergleiche man die Gesamtheit der englischen und französischen mit unserer Nationalgeschichte; der anonyme Charakter unserer Vergangenheit springt ins Auge und kontrastiert nur allzusehr mit dem fruchtbaren Getümmel der Personen auf der historischen Szene jener Völker.

Während die Geschichte Frankreichs und Englands vorzüglich von individuellen Gruppen gemacht wurde, tat bei uns die Masse alles, direkt oder durch das Mittel ihrer Zusammenballung in öffentliche Gewalten, politische oder geistliche. Wenn wir in unsere tausendjährigen Städte kommen, sehen wir Kirchen und öffentliche Gebäude. Der Bauwille des Einzelnen fehlt so gut wie ganz. Bemerkte noch niemand die Armut unserer Privatarchitektur? Die « Paläste » der alten Städte sind genau besehen nichts als bescheidene Wohnhäuser, an deren Fassaden sich anspruchsvoll die Wappenschilder blähen. Nimmt man Toledo, der kaiserlichen Toledo, den Alcázar und die Kathedrale, so bleibt ein armseliges Dorf.

Mangelte es bei uns an Menschen von reicher ästhetischer Begabung,

fähig einen neuen Lebensstil auszubilden, so waren die starken Temperamente nicht weniger dünn gesät, welche große, in ihrer Person vereinigte soziale Energien instand gesetzt hätten, weittragende Unternehmungen materieller oder moralischer Art durchzuführen.

Man betrachte die Tatsache Spanien, wie sie heute, gestern und vorgestern war, von welcher Seite auch immer: stets bestürzt der pathologische Ausfall an begabten Oberschichten. Diese Erscheinung erklärt unser ganzes Schicksal – einschließlich jener Augenblicke flüchtigen Glanzes.

Ich will mich nicht in das Abenteuer stürzen, hier mit undienlicher Kürze darzulegen, wie nach meiner Meinung das wesentliche Profil der spanischen Geschichte aussieht und zustande kam. Meine Gedanken sind so heterodox, sie schlagen den heute bei uns umlaufenden Meinungen so sehr ins Gesicht, daß was ich zu sagen habe, wie eine auf den Kopf gestellte Geschichte Spaniens wirken müßte.

Aber da ist ein Punkt, den ich nicht umgehen kann. Man hat uns unermüdlich wiederholt, eine der vortrefflichsten Tugenden Spaniens bestehe darin, daß es keinen Feudalismus hatte. Mit dieser Behauptung trifft die geltende Ansicht teilweise das Richtige: in Spanien gab es so gut wie keine Feudalwirtschaft; nur daß dies, weit entfernt eine Tugend zu sein, unser erstes großes Unglück und der Grund zu allem späteren war.

Spanien ist ein sozialer Organismus; es ist sozusagen ein historisches Lebewesen, das zu einer bestimmten Spezies gehört, zu einem Typus von Gemeinschaften, oder « Nationen », die in Mittel- und Westeuropa entstehen, wie das römische Imperium untergeht. Das besagt, daß Spaniens spezifische Struktur dieselbe ist wie jene Englands, Frankreichs und Italiens. Die vier Nationen bilden sich durch die Vereinigung dreier Elemente, von denen eines ihnen allen gemeinsam ist, während zwei variieren. Diese drei Elemente sind: eine (relativ zu unserer Einstellung) autochthone Bevölkerung, die Schicht der lateinischen Zivilisation, endlich die der germanischen Einwanderer.¹⁾

Der römische Faktor stellt, da er überall derselbe ist, ein neutrales Element in der Entwicklung der europäischen Staaten dar. Auf den

¹⁾ Die Umwälzungen, durch welche diese Elemente sich mischen, bis sie die vorliegenden nationalen Wesenheiten bilden, verlaufen in jedem der vier Länder nach andern Gesetzen. Wie sehr dadurch die allen gemeinsame spezifische Gliederung modifiziert wird, ist eine Frage, die wir im Rahmen dieser Untersuchung nicht einmal aufzuwerfen brauchen. Aber in Anbetracht der Unkenntnis unserer eigenen Geschichte, an der wir Spanier krankten, ist es nützlich zu bemerken, daß die maurische Herrschaft weder als wesentlicher Faktor in die Bildungsgeschichte unserer Nation eingeht, noch die Schwäche unseres Feudalsystems zu erklären vermag.

ersten Blick scheint es logisch, das entscheidende Prinzip der Differenzierung in dem Fundament der eingeborenen Rassen zu suchen, so daß Frankreich von Spanien genau um soviel abstände wie der Kelte vom Iberer. Aber das ist ein Irrtum. Ich will, das ist klar, nicht leugnen, daß die Verschiedenheit der Gallier und Iberer mitbeteiligt ist an der divergenten Entwicklung, die Frankreich und Spanien nahmen; was ich leugne, ist nur, daß sie den Ausschlag gab. Und sie tat es nicht aus einem einfachen Grund.

Es gibt Nationen, die sich aus der gegenseitigen Durchdringung mehrerer Elemente in gleicher Ebene bildeten. Zu diesem Typus gehören fast alle asiatischen Reiche. Volk A und Volk B mischen sich, ohne daß im Mechanismus dieser Mischung einem von ihnen ein höherer dynamischer Rang zukäme. Aber die historische Anatomie und Physiologie unserer europäischen Staaten ist durchaus verschieden von der jener asiatischen Gebilde. Sie gehören, wie ich vorhin sagte, einer bestimmten zoologischen Spezies an und haben ihre eigentümlichen biologischen Gesetze. Sie sind Gemeinschaften, die aus der Eroberung eines Volkes durch ein anderes – nicht eines Volkes durch ein Heer wie im Falle Roms – entstanden sind. Die erobernden Germanen mischen sich mit den besiegten Völkern, die sie vorfinden, nicht auf gleicher Stufe, nicht horizontal, sondern vertikal. Es mochte geschehen, daß sie Einflüsse von den Besiegten erfuhren, wie sie sie auch von der römischen Heeresdisziplin erfahren hatten, aber im wesentlichen sind sie es, die der unterworfenen Masse ihren Stil auferlegen; sie sind die bildende, organisierende Kraft; sie sind die «Form», die Eingeborenen die «Materie». Sie sind das ausschlaggebende Ingrediens, diejenigen, welche «entscheiden». Der vertikale Charakter in der Struktur der europäischen Nationalstaaten, der während der Zeit ihrer Bildung ihre Gliederung in zwei Schichten oder Stockwerke besorgt, ist nach meiner Ansicht das typische Merkmal ihrer historischen Biologie.

Sind aber die Germanen der wesentliche Faktor beim Aufbau der Nationen, so werden sie es auch für ihre Unterschiede sein. Womit ich auf einen Gedanken komme, der ungeheuerlich klingt, den ich jedoch an dieser Stelle kurz formulieren möchte, nämlich: die Verschiedenheit Frankreichs und Spaniens rührt nicht so sehr von der Verschiedenheit der Kelten und Iberer wie von der verschiedenen Qualität der germanischen Völker her, welche beide Gebiete besiedelten. Zwischen Frankreich und Spanien liegt der Abstand, der zwischen Franken und Goten liegt.

Zwischen Franken und Goten liegt, Gott sei es geklagt, ein weiter Abstand. Wenn es anginge, die einwandernden germanischen Völker nach ihrer größeren oder geringeren historischen Vitalität in einer Stufenfolge anzuordnen, stünde der Franke an erster, der Westgote an sehr tiefer Stelle. Ob diese Ungleichheit der vitalen Potentiale ursprünglich, angeboren war, können wir hier nicht entscheiden; es ist übrigens belanglos für unsere Fragestellung. Tatsache ist, daß die Franken, wie sie in Gallien, und die Westgoten, wie sie in Spanien erscheinen, schon nicht mehr dasselbe menschliche Energieniveau darstellen. Die Westgoten waren das älteste der germanischen Völker. Sie hatten in seiner verderbtesten Stunde mit dem römischen Imperium in Lebensgemeinschaft gestanden und seinen berückenden Einfluß aus erster Hand empfangen. Sie waren darum die « zivilisiertesten », d. h. die reformiertesten, deformiertesten, erstarrtesten Germanen. Jede übernommene Zivilisation wirkt leicht tödlich auf den, der sie übernimmt. Denn Zivilisation – zum Unterschied von Kultur – ist eine Gesamtheit von mechanisierten Techniken, künstlichen Reizsteigerungen und -übersteigerungen, d. h. Ausschweifungen, die sich durch fortgesetzte Raffinierungsprozesse im Leben einer Nation herausbilden, ändern Volksorganismen eingepflegt aber fast immer als Gift und in starken Dosen tödlich wirken. Ein Beispiel: der Alkohol trat als eine Ausschweifung in der Zivilisation der weißen Rassen auf, die ihn, wenn auch nicht ohne Schädigung, zu ertragen vermochten. Nach den ozeanischen Inseln jedoch und zu den Negern Afrikas verschleppt, zerstört er ganze Stämme.

Die Westgoten also waren vom Alkohol römischer Zivilisation vergiftete Germanen, ein wurmstichiges Volk, das Raum und Zeit durchtaumelt, bis es nach Spanien kommt, dem fernsten Ende Europas, wo es kurze Ruhe findet. Der Franke dagegen bricht heil in die lieblichen Länder Galliens ein und überschwemmt sie mit dem Strom seiner ungebrochenen Vitalität.

Ich möchte, daß meine Leser unter Vitalität schlechtweg die organische Schöpfungskraft verstünden, aus der das Leben besteht – welches auch immer ihr geheimnisvoller Ursprung sei. Vitalität ist die Kraft der gesunden Zelle, eine andere zu zeugen, und Vitalität ist gleicherweise die geheime Macht, welche die großen historischen Reiche schafft. In jeder Spezies oder Varietät lebender Wesen nimmt die Vitalität oder organische Zeugungskraft eine eigentümliche Richtung, bildet einen charakteristischen Stil aus.

Wie der Semite oder Römer hat auch der Germane seinen besonderen vitalen Stil. Er schuf Kunst, Wissenschaft, Gemeinschaften auf eine bestimmte Art und auf keine andere, nach dem Bilde einer bestimmten Idealform und nach keinem andern. Wenn sich in der Geschichte eines Volkes Abwesenheit oder Seltenheit gewisser ihm typischer Merkmale herausstellt, darf man behaupten, daß es ein krankes, dekadentes, entnervtes Volk ist. Ein Volk hat keine Wahl zwischen verschiedenen Lebensstilen; es lebt in Einklang mit dem seinen, oder es lebt nicht. Von einem Strauß, der nicht laufen kann, erhofft man vergebens, daß er dafür fliege wie ein Adler.

Nun wohl, bei der Ausbildung von wirtschaftlichen und politischen Rechtsformen war der charakteristischste Zug der Germanen der Feudalismus. Das Wort ist ungeeignet und gibt Anlaß zu Verwirrung, aber es ist das gebräuchliche. Streng genommen sollte man unter Feudalismus nur die Gesamtheit der juristischen Formeln verstehen, die seit dem 11. Jahrhundert verwendet werden, um die Beziehungen zwischen den « Herren », den « Edlen » festzulegen. Aber wichtig ist nicht der Schematismus dieser Formeln, sondern der Geist, der ihnen voraufging und nach ihrem Verfall weiterwirkte. Diesen Geist nenne ich Feudalismus.

Wenn der Römer Völker organisiert, beginnt er mit der Gründung eines Staates. Er begreift Dasein und Rechtsfähigkeit des Individuums nur insofern es Untertan des Staates, der *civitas* ist. Die Geistesart des Germanen hat einen entgegengesetzten Stil. Für ihn besteht das Volk aus einer Handvoll energiegeladener Männer, die durch Faust- und Geistesgewalt sich den andern aufzuzwingen und, indem sie diese zur Gefolgschaft bestimmen, Länder zu erobern und sich zu ihren Herren zu machen wissen. Der Römer ist nicht « Herr » seiner Scholle; er ist im gewissen Sinn ihr Sklave. Der Römer ist Bauer; der Germane dagegen brauchte lange, ehe er den Ackerbau erlernte und trieb. Solange er in Deutschland und Skandinavien weite Waldgebiete zum Jagen vor sich hatte, verschmähte er den Pflug. Als die Bevölkerung wuchs und jeder Stamm sich von seinen Nachbarn beengt fühlte, mußte er eine Zeitlang klein begeben und die Hand, fürs Schwert gemacht, an das gebogene Pflugeisen legen. Doch dauerte seine Beugung unter friedliches Handwerk nicht lange. Sobald die Schanzgräben der kaiserlichen Legionen schwächer wurden, brachen die Germanen zur Eroberung der Fruchtfelder im Süden und Westen auf, mit deren Bestellung sie die besiegten Völker belasteten. Diese Gewalt über das Land, die

sich gerade darauf gründet, daß man es nicht bebaut, ist die Feudalherrschaft.¹⁾

Hätte man einen germanischen Ritter gefragt, mit welchem Recht er sein Land besitze, so hätte die Antwort seiner innersten Überzeugung einen Römer oder modernen Demokraten nicht wenig verblüfft. « Mein Recht an dies Land », hätte er gesagt, « besteht darin, daß ich es im Kampf gewann und bereit bin alle Schlachten zu schlagen, die nötig sind, um es nicht zu verlieren. »

Der Römer und der Demokrat, verhaftet einem bestimmten Sinn des Lebens und also des Rechts, der von dem germanischen abweicht, verstünden diese Worte nicht und müßten meinen, sie stammten aus dem Mund eines ungeschlachten Rechtsleugners. Dennoch sprach sie der barbarische Edelherr in gleich gutem Glauben, wie der Lateiner einen Senatsbeschluß und der Demokrat einen Paragraphen des Zivilrechts zitieren würde. Für ihn ist gerade das ungereimt, daß die Arbeit auf dem Felde zu dessen Besitz ermächtigen soll. Es handelt sich, kurz gesagt, um zwei auseinandergehende Formen des Rechtsgefühls. Diese Art der « Gerechtigkeit » übrigens, auf welche der adelige Herr seinen Eigentumsanspruch gründet, darf nicht mit der äußerst fragwürdigen in einem Atem genannt werden, die heute dem müßigen Kapitalisten gestattet, von seinen Renten zu leben. Neben der Arbeit des Pflügers steht der Anspruch des Kämpfers, welches zwei gleichermaßen ehrwürdige Stile des Tuns sind. Die bäuerliche Schwiele und die kriegerische Wunde sind zwei Quellen von Rechten, die beide ihren tiefen Sinn haben.

Bei näherer Betrachtung verringert sich noch ihr scheinbarer Gegensatz. Denn was der moderne Jurist Besitz eines Landes nennt – das Recht auf seinen Ertrag –, ist eine wirtschaftliche Beziehung, die dem Germanen im Grunde nicht sehr am Herzen lag. Ihm ist der ökonomische Gesichtspunkt am Landbesitz das wenigst Belangvolle; praktisch überläßt er den wirtschaftlichen Vorteil fast gänzlich dem Bauern. Aber der Feldbau setzt Menschen voraus, die das Feld bebauen, und damit soziale Beziehungen zwischen ihnen, Umgangssitten, Liebe, Haß, Zwietracht, vielleicht Verbrechen. Wer soll Richter sein über das Unrecht, das in dieser Gemarkung geschieht? Wer der Bildner der Sitten, der Organisator, der jene Menschenmasse zu einem sozialen Körper formt? Das

¹⁾ Während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts versteiften sich viele Historiker, Fustel de Coulange z. B., darauf, das mittelalterliche Recht des Feudalherrn aus der Gewalt der römischen *seniores* herzuleiten. Diese Theorie ist im Lauf der Jahre immer unhaltbarer geworden.

ist es, was den Germanen interessiert: nicht das Recht auf die wirtschaftliche Ausbeutung der Scholle, sondern das Recht auf Autorität. Darum ist der Germane genau genommen nicht der Eigentümer des Landes, sondern sein « Herr ». Der Geist, der ihn beseelt, ist grundsätzlich verschieden von dem, der in dem modernen Kapitalisten herrscht. Er will nicht gewinnen, sondern gebieten, richten und Gefolgschaft haben.¹⁾

Wer aber soll gebieten? Die germanische Antwort ist schlicht genug: wer gebieten kann. Darin liegt nicht die Absicht, Recht durch Gewalt zu ersetzen, sondern man entdeckt in der Tatsache, daß einer fähig ist, den andern seinen Willen aufzuerlegen, das unantastbare Zeichen dafür, daß er mehr gilt als die andern und darum zu herrschen verdient. Die Rechte, wenigstens die höheren, werden als an der Person haftende Eigenschaften betrachtet. Der römischen und der modernen Auffassung, wonach der Mensch bei seiner Geburt prinzipiell in den Vollbesitz seiner Rechte gelangt, setzt sich der germanische Geist entgegen, der nicht, wie es gewöhnlich heißt, von dem Individuum, sondern von der Person als dem Element der Gemeinschaft ausgeht. Nach seinem Gefühl wollen Rechte, vermöge ihres eigenen Wesens, erworben und, wenn erworben, verteidigt werden. Wenn jemand sie ihm streitig macht, widerstrebt es dem Ritter, an ein Gericht zu gelangen, daß es ihn schütze. Gerade das Privilegium, das er mit größter Zähigkeit aufrechterhielt, war, keinem Richter unterworfen zu sein in den Zwistigkeiten mit seinesgleichen und sie die Lanze in der Faust, von Mann zu Mann

¹⁾ Man kann nichts Verschiedeneres ausdenken als die moderne Art, ökonomische Dinge zu betrachten, und die Geistesverfassung des mittelalterlichen Menschen. Darum sind seine wirtschaftlichen Ansichten das strikte Gegenteil der heute herrschenden. Während für die kapitalistische Wirtschaftslehre das Problem des Reichtums in erster Linie darin besteht, wie man einnimmt, ist die mittelalterliche vorzüglich mit der Frage beschäftigt, wie man ausgibt. So wird das Problem der gerechten Güterverteilung nicht nur im entgegengesetzten Sinn entschieden, als es die Neuzeit tut, sondern sogleich vom umgekehrten Ende her aufgerollt. Man fragt nicht, welches Anrecht ein jeder auf Einnahme, sondern welche Verpflichtung er zur Ausgabe hat. Nach dem heiligen Thomas kommt jedem Menschen an Reichtum - *exteriores divitiae* - so viel zu, wie für das seinem Stande eigentümliche Leben nötig ist - *prout sunt necessaria ad vitam eius secundum suam conditionem*. (*Summa Theol.* 2^a, 2^{ae}. Qu. 1118, art. I.) Nicht die Arbeit also, sondern der Stand ist das Maß für die billige Einnahme. Der Adlige, der weltliche und geistliche Würdenträger haben die Verpflichtung, ihrem Auftreten den Glanz und Nachdruck zu geben, der ihrem Amt und ihrer Stellung gebührt. Das Geld muß sich nach Rang und Macht richten, welche ihrerseits Anzeichen einer überlegenen Kraft sind; man verdient nicht, man « verdient » es. Wenn die Wirtschaftsethik unseres Zeitalters in dem « Recht auf den vollen Arbeitsertrag » gipfelt, so könnte die des Mittelalters ihre Grundtendenz als das « Recht auf die volle Würde des Standes » formulieren. Zu diesem Thema vergl. Werner Sombart, *Der moderne Kapitalismus*. 3. Aufl. 1919 Bd. I. Teil I.

zu entscheiden.¹⁾ Als dies Privileg verlorengegangen war, erfand er, um die unpersönliche Rechtsprechung der Gerichtshöfe zu umgehen, eine Einrichtung, die unsere alten Chroniken mit dem Ausdruck « la poridad », « hablar en poridad » bezeichnen.

Dieses Wort, das heute noch unsere Sprachreiner in ihren treuherzigen Schreibübungen verwenden, bedeutet nicht, wie man gewöhnlich glaubt, aufrichtig, ohne Vorbehalt reden; sondern die « poridad » war das Recht des Feudalherrn, einen Streitfall, ehe er gerichtlich verfolgt wurde, in persönlicher und geheimer Unterredung mit einem Ranghöheren, z. B. dem König, zu schlichten. Ihm diese Instanz zu verweigern oder, wie es in unsern Chroniken heißt, « negarle la poridad », gehörte zu den schwersten Beleidigungen, die der König einem Ritter zufügen konnte. Solche Absage wurde als zureichender Grund für den Bruch der Vasallenschaft angesehen. Die « poridad » aber ist ebenfalls eine Regelung von Mann zu Mann, geschaffen um das schematische Verfahren der Tribunale zu vermeiden.

Die Ritter nun sind die gemeinschaftsbildende Kraft der neuen Nationen. Ihr Ausgangspunkt ist nicht, wie der Roms, ein Municipium, ein abstrakter Kollektivbegriff, sondern eine Schar von Menschen aus Fleisch und Blut. Der germanische Staat besteht in einer Reihe persönlicher und privater Beziehungen zwischen den adligen Herren. Für das moderne Weltbewußtsein liegt es klar auf der Hand, daß das Recht früher ist als die Person, und da das Recht einer Sanktion bedarf, muß auch der Staat der Person vorausgehen. Ein Individuum, das keinem Staat angehörte, hätte keine Rechte. Für den Germanen ist die Umkehrung richtig. Das Recht existiert nur als Attribut der Person; anders gewandt: man ist nicht Person, weil man gewisse Rechte besitzt, die ein Staat zumißt, regelt und garantiert, sondern man besitzt im Gegenteil Rechte, weil man zunächst und vor allem eine lebende Person ist, und besitzt davon mehr oder weniger, diese oder jene, je nach Rang und Macht dieser präjuridischen Person. Der Cid, aus Kastilien hinausgeworfen, ist Bürger keines Staates, dennoch hat er seine Rechte alle. Das einzige, das er verliert, ist seine Privatbeziehung zum König und die Vorteile, die sich daraus herleiten.

Diese persönliche Aktion der germanischen Herren war der Meißel,

¹⁾ Wer aufrichtig und ohne demokratische Frömmelerei das moderne Recht analysiert, kann nicht umhin, in ihm ein Element der Feigheit zu entdecken, das glücklicherweise mit andern würdigeren Elementen verbunden vorkommt. Während die modernen Revolutionen gemacht wurden, um das Recht auf Sicherheit zu erlangen, war das Ziel der mittelalterlichen die Eroberung oder Bestätigung des Rechtes auf Gefahr.

der die westlichen Nationen Europas formte. Ein jeder von ihnen ordnete sein Reich und sättigte es ganz mit seinem individuellen Einfluß. Kämpfe, Freundschaften, Bündnisse zwischen benachbarten Rittern schufen im Lauf der Zeit immer ausgedehntere territoriale Einheiten, bis sich die großen Herzogtümer bildeten. Der König, der ursprünglich nur der erste unter seinesgleichen, *primus inter pares* war, ist fortgesetzt bestrebt, die Macht dieser Minoritäten zu brechen. Zu diesem Zweck stützt er sich auf das « Volk » und auf die römischen Staatsideen. Zuweilen sieht es aus, als seien die adligen Herren besiegt, es triumphiert der monarchisch-plebejisch-geistliche Bund. Aber die Lebenskraft der fränkischen Ritter schnellst stets neu empor, und binnen kurzem herrscht wieder die feudale Gliederung.

Wer der Ansicht ist, die Macht einer Nation liege einzig in ihrer Einigung, muß das Feudalsystem für verderblich halten. Aber Einheit ist letzten Endes nur gut, wenn sie große, vorherbestehende Mächte eint. Es gibt eine tote Einheit, die nur zustande kam, weil es den geeinten Elementen an Eigenwuchs fehlte.

Darum ist es ein schwerer Irrtum zu glauben, die Schwäche seiner Feudalwirtschaft sei für Spanien ein Gut gewesen. Höre ich diese Meinung, so macht sie mir denselben Eindruck, als wenn man mir sagte: es ist erfreulich, daß es gegenwärtig in Spanien so wenig Gelehrte, Künstler und überhaupt Männer von Talent gibt; intellektuelle Regsamkeit ruft nur heftigen Diskussionen und führt zu nichts als Zank und Geschrei. Denn ähnliche Bedeutung wie für die gegenwärtige Gesellschaft die Vorhut des überlegenen Geistes hatte in der Geburtsstunde unserer Nationen die Minorität der Feudalherren. In Frankreich gab es viele und mächtige; es gelang ihnen, noch dem letzten Atom der Volksmasse historische Form aufzuprägen, es mit nationalem Geist zu sättigen. Dazu war es nötig, daß der französische Staatskörper lange Jahrhunderte aufgespalten in unzählige Teileinheiten lebte, welche, in dem Maße wie sie zur Fähigkeit des innern Zusammenhaltens heranreiften, stets kompliziertere und umfassendere Staatengewebe bildeten, bis Provinzen, Grafschaften, Herzogtümer entstanden. Die Macht der Ritter verteidigte diese notwendige territoriale Vielfalt gegen eine vorzeitige Einigung in Königreiche.

Aber die Westgoten, die schon erschöpft und degeneriert in Spanien anlangen, besitzen keine solche Elite. Ein Windhauch aus Afrika fegt sie an den Rand der Halbinsel, und wenn dann die muselmanische Flutwelle ebbt, bilden sich sogleich Königreiche mit Monarch und Volk, aber

ohne hinreichende Minoritäten von Edelherren. Man wird mir einwenden, daß wir dennoch die acht glorreichen Jahrhunderte unserer Reconquista zu gutem Ende zu führen wußten. Aber ich antworte darauf in meiner Herzenseinfalt, daß ich nicht begreife, wie man etwas Reconquista nennen kann, was acht Jahrhunderte dauerte. Hätten wir eine Feudalherrschaft besessen, es hätte bei uns möglicherweise eine wahrhafte Reconquista gegeben, wie es anderwärts Kreuzzüge gab, jene wunderbaren Beispiele vitaler Verschwendung, überquellender Energien, eines sublimen historischen Spiels.

Die Geschichte Spaniens hielt sich zu hartnäckig außerhalb der Normen, als daß dies zufälligen Ursachen entspringen könnte. Bis vor fünfzig Jahren glaubte man, der nationale Niedergang datiere nur einige Lustren zurück. Costa und seine Generation begannen zu begreifen, daß er zwei Jahrhunderte alt war. Als ich vor etwa fünfzehn Jahren an diese Probleme heranging, wollte ich zeigen, daß sich die Dekadenz über die ganze Neuzeit unserer Geschichte erstrecke. Jetzt haben weitere Untersuchungen und Betrachtungen mich gelehrt, daß Spaniens Verfall im Mittelalter nicht geringer war als in der neuen und der gegenwärtigen Zeit. Es gab für uns eine kurze Spanne scheinbarer Gesundheit; es gab selbst Stunden der Größe und des Weltruhms; doch immer wieder drängt sich handgreiflich die Tatsache auf, daß in unserer Vergangenheit die Ausnahme Regel war. Wir kommen also zu dem Schluß, daß die Geschichte Spaniens, abgesehen nur von flüchtigen Stunden, ganz die Geschichte eines Niedergangs war. Aber mit diesem Schluß zu schließen wäre absurd. Denn von Verfall können wir sinnvoll nur reden relativ auf einen Zustand der Gesundheit; und wenn Spanien niemals heil war – wir werden sehen, daß auch seine beste Stunde noch kränkelt – geht es nicht an von seinem Siechtum zu sprechen.

Ist das nicht ein Spiel mit Worten? Ich glaube nein. Wenn man es mit Verfall, wie wenn man es mit Krankheit zu tun hat, ist man gehalten, die Ursachen dafür in Ereignissen zu suchen, die über das leidende Subjekt hereingebrochen sind. Man wird den Ursprung des Übels außerhalb des Kranken finden. Wenn wir uns aber überzeugen, daß dieser niemals gesund war, verzichten wir darauf, von einem Niedergang zu sprechen und seine Gründe zu erforschen; statt dessen sprechen wir von Fehlern der Anlage, von ursprünglichen, angeborenen Unzulänglichkeiten, und diese neue Diagnose führt uns dazu, Gründe ganz anderer Art aufzudecken, nämlich nicht solche außerhalb des Subjektes, sondern innere, konstitutionelle.

Das ist der Vorzug, den nach meiner Meinung die Verschiebung der ganzen Frage von der Neuzeit auf das Mittelalter, auf die Geburts- und Bildungsperiode Spaniens, mit sich bringt.

Das Geheimnis der großen spanischen Probleme liegt im Mittelalter. Sein näheres Studium löst den Irrtum auf, als seien die vitalen Potenzen unseres Volkes nur in den letzten Jahrhunderten brüchig geworden, in den Anfängen unserer Geschichte aber in Saft und Kraft gewesen wie die irgendeiner andern Rasse des Kontinents. Man mache sich einmal an ein Parallelstudium unserer und der französischen Chroniken aus dem Mittelalter. Der Vergleich zeigt mit exemplarischer Deutlichkeit, daß der heutige Abstand zwischen spanischem und französischem Lebensgefühl schon damals in ungefähr gleichem Ausmaß bestand.

Für den französischen Chronisten und die Menschen, von denen er spricht, ist die Welt ein bezauberndes Ding mit tausend Seiten, denen allen sie in nicht weniger vielfältiger Sensibilität geöffnet sind. Es gibt Glaube und Zweifel, funkelnden Krieg, kühnen Ehrgeiz, Wißbegierde des Verstandes, sinnliche Lust; man liebt Frauen und lächelt den Blumen, man erschlägt den Feind und genießt Wald und Wiese. In der spanischen Chronik dagegen beschränkt sich das Leben auf wenige dürftige Reize und Reaktionen.

Doch lassen wir das. Ich wollte an dieser Stelle nur einen der schwersten und dauerndsten Defekte unserer Rasse ans Licht ziehen: den Mangel einer an Zahl und Begabung ausreichenden Elite. Nun wohl, die Krüppelhaftigkeit des spanischen Feudalismus bedeutet, daß dieser Mangel von allem Anfang an bestand, daß die « Besten » schon in der Geburtsstunde unseres Volkes knapp waren und die spanische Nation, kurz gesagt, an fehlerhafter Anlage krankt.

Die beste Bestätigung eines Gedankens ist es, wenn er zum Verständnis nicht nur der Regel, sondern auch der Ausnahme dient. Die Machtlosigkeit und geringe Zahl der Feudalherren erklärt die Lahmheit, die über unserm Mittelalter lastet, und erklärt ebenfalls, ohne weitere Zufügungen, unsern Überfluß an Energien in dem Zeitraum von 1480 bis 1600, dem großen Jahrhundert Spaniens.

Es wirkte immer wie ein Wunder, daß Spanien aus dem elenden Zustand, in dem es sich um 1450 befand, in wenig mehr als fünfzig Jahren zu einer Vorherrschaft gelangte, wie sie in der abendländischen Welt unbekannt und höchstens mit der Roms in der antiken vergleichbar war. Reifte plötzlich auf iberischem Boden eine machtvolle Kultur-ernte? Schüttelte man in so kurzer Spanne eine neue Zivilisation mit

durchschlagenden und ungeahnten Techniken aus dem Ärmel? Nichts dergleichen. Zwischen 1450 und 1500 fällt nur *ein* neues Ereignis von Wichtigkeit: die Einigung der Halbinsel.

Spanien hatte die Ehre, die erste Nation zu sein, die zur Einheit gelangte, die in der Faust eines Königs alle ihre Energien und Fähigkeiten zusammenfaßte. Das genügt zum Verständnis seines unmittelbar nachher einsetzenden Aufstiegs. Einheit ist ein gewaltiges Werkzeug, das durch sich selbst, auch wenn der es handhabt, schwach ist, große Unternehmungen ermöglicht. Während die Eigenbrödelei der Feudalherren die Macht Frankreichs, Englands und Deutschlands zersplitterte und Italien ein Atomhaufen von Stadtstaaten war, verdichtete sich Spanien zu einem homogenen, elastischen Staatskörper.

Aber mit gleicher Schnelligkeit wie das Aufblühen unseres Volkes um 1500 vollzieht sich sein Welken um 1600. Die Einigung wirkte wie eine künstliche Blutfusion, sie war nicht der Ausdruck überbordender Lebensfülle. Im Gegenteil, sie konnte so rasch und leicht durchgeführt werden, weil Spanien schlaff war, weil ihm eine vielköpfige Schar von selbtherrlichen Persönlichkeiten im Feudalstil abging. Die Tatsache dagegen, daß noch mitten im 17. Jahrhundert der Körper Frankreichs von den grollenden Staatsbeben der Fronde geschüttelt wird, deckt, weit davon ein Symptom der Ermüdung zu sein, die vollen Schatzkammern an Vitalität auf, die der Franzose aus dem fränkischen Erbgut bewahrte.

Man sollte die gewöhnliche Wertung umdrehen. Das Fehlen des Feudalwesens, das man für heilsam hält, war ein Unglück für Spanien; und der glatte Vollzug der nationalen Verschmelzung, die ein Ruhmeszeichen zu sein schien, war im Grunde nur die Folge der voraufgegangenen Fehlentwicklung.

In das erste Jahrhundert des geeinten Spanien fällt der Anfang der Besiedlung Amerikas. Bis heute wissen wir nicht, was dies seltsame Ereignis im Grunde bedeutete. Ich kenne nichts, selbst keinen vorsichtigen Versuch, der es unternommen hätte, seine wesentlichen Züge festzustellen. Die geringe Aufmerksamkeit, die man dem ganzen Vorgang widmete, wurde durch die Eroberung absorbiert, die nur das Vorspiel ist. Das Wichtige, das Wunderwürdige war nicht die Eroberung – ohne daß ich ihre dramatische Schönheit herabsetzen wollte –, das Wichtige, das Wunderwürdige war die Besiedlung. Ungeachtet unserer Unkenntnis darüber kann doch niemand ihre Bedeutsamkeit als historisches Ereignis großen Stils leugnen. Für mich steht es fest,

daß es sich hier um das einzige wirklich und wahrhaft Große handelt, was Spanien geleistet hat. Und sonderbar, es genügt, nur von weitem den gewaltigen Vorfall ins Auge zu fassen, ohne noch seine geheimen Gründe zu erforschen, damit man bemerkt, daß die Kolonisierung des lateinischen Amerika ein Werk des Volkes war. Die englische Kolonisation wird von ausgewählten und mächtigen Minderheiten durchgeführt. Von Anfang an nehmen die großen Kompagnien das Geschäft in die Hand. Die englischen Ritter waren die ersten, die das ausschließlich kriegerische Handwerk aufgegeben und Handel und Industrie als adelige Beschäftigungen zugelassen hatten. In England gelang es dem wagemutigen Geist des Feudalwesens sehr früh, sich auf weniger waffenklirrende Unternehmungen zu verlegen und dadurch, wie Sombart gezeigt hat, in hohem Grade zur Schaffung des modernen Kapitalismus beizutragen. Die kriegerische Aktion wird zur industriellen, der Paladin zum Unternehmer. Die Wandlung begreift sich leicht: während des Mittelalters war England ein armes Land. Die Feudalherren mußten in regelmäßigen Abständen über den Kontinent herfallen, um Beute zu machen. War sie aufgeessen, so ließ die Dame ihrem Ritter beim Mittagmahl auf einer Schüssel einen Sporn servieren. Er wußte, was das bedeutete: Speisekammer leer. Sogleich legte er den Sporn an und verritt nach Frankreichs fruchtbaren Feldern.

Die englische Kolonisierung war die überlegte Tat von Minoritäten, sei es, daß sie in wirtschaftlichen Konsortien organisiert, sei es, daß sie als religiöse Sekte ausgezogen waren, die Länder suchte, um dort besser Gott zu dienen. In der spanischen ist es das Volk, das direkt, ohne bewußte Vorsätze, ohne Führer, ohne vorbedachten Plan andere Völker erzeugte. Die Größe und die Armseligkeit unserer Besiedelung stammen gleicherweise aus dieser Quelle. Unser Volk tat alles, was es zu tun hatte: es bevölkerte, es bebaute, es sang, es seufzte, es liebte. Aber es konnte den Nationen, die es in die Welt setzte, nicht geben, was es selbst nicht besaß: Zucht, lebendige Kultur, fortschreitende Zivilisation.

Ich glaube, man versteht jetzt besser, was ich früher sagte: In Spanien hat das Volk alles getan, und was das Volk nicht tun konnte, blieb ungetan. Aber eine Nation kann nicht nur Volk sein; sie braucht erlauchte Minderheiten wie ein lebendiger Leib neben Blut und Muskeln Nervenstränge und Gehirn.

Das Fehlen der « Besten » oder wenigstens ihre Rarheit beeinflusste unsere ganze Geschichte und verhinderte, daß wir jemals eine leidlich

normale Nation wurden, wie es andere gewesen sind, die unter ähnlichen Bedingungen entstanden. Man sei nicht verwundert, daß ich einem Mangel, also dem, was nur Negation ist, wirkende Kraft zuschreibe. Nietzsche betonte zu Recht, daß auf unser Leben nicht nur die Dinge von Einfluß sind, die uns geschehen, sondern auch und vielleicht noch mehr diejenigen, die uns nicht geschehen.

In der Tat hat die Abwesenheit der « Besten » in der Masse, im Volk eine vielhundertjährige Blindheit erzeugt, ein Unvermögen, den höheren Menschen vom niederen zu unterscheiden, so daß, wenn in unserm Land bevorzugte Begabungen erscheinen, die Masse sie nicht zu nützen versteht und oft vernichtet.

Der angeblich demokratische Wind, der, wie man wiederholt feststellte, durch unsere ältesten Gesetzgebungen weht und das spanische Gewohnheitsrecht entscheidend beeinflusste, ist eher barer Haß und plumper Argwohn gegen jeden, der den Anspruch erhebt, mehr zu gelten als die Masse und folglich, sie zu führen.

Wir sind ein « Volksvolk », eine rustikale Rasse, ländliche Temperamente. Denn Ländlichkeit ist das bezeichnende Merkmal von Gemeinschaften, die keine Elite überragt. Wenn man die Pyrenäen überschreitet und in Spanien eintritt, hat man immer das Gefühl, zu einem Volk von Landwirten zu kommen. Wuchs, Gebärde, der Gedanken- und Gefühlsvorrat, die Tugenden und Laster sind typisch bäuerlich. In Sevilla, einer Stadt von 3000 Jahren, trifft man auf den Straßen fast lauter Dörfler. Man kann unterscheiden zwischen dem reichen und dem armen Grundbesitzer, aber man vermißt jene Verfeinerung der Züge, welche die Urbanisierung durch unbestechliche Auswahl an den Bewohnern einer dreimal tausendjährigen Stadt hätte hervorbringen sollen.

Gewisse Völker verharren dauernd auf der niederen Entwicklungsstufe, welche durch das Dorf charakterisiert ist. Es mag dieses eine beträchtliche Einwohnerzahl aufweisen, sein Geist bleibt unstädtisch. Die Jahrhunderte gehen an ihm vorbei, ohne es zu beirren und zu erschüttern; es nimmt nicht teil an den großen historischen Kämpfen; zwischen Saat und Ernte lebt es in alle Ewigkeit weiter, befangen im immer gleichen Kreislauf seines vegetativen Geschicks.

So liegen im Sudan Ortschaften bis zu 200 000 Einwohnern – Kano, Bida z. B. – die ihr dörfliches Dasein unverwandelt durch hundert und hundert Jahre fortschleppen.

Es gibt feldbebauende Völker – fellahs¹⁾, mujiks . . . – d. h. Völker ohne Aristokratie. Ich will damit nicht sagen, daß man Spanien als hoffnungslos fellah-artiges Volk betrachten müsse. Ob zum Guten oder zum Schlimmen, jedenfalls hat es in die Geschichte des Planeten eingegriffen und gehört zur Schar der abendländischen Nationen, die den sublimen Versuch der Weltherrschaft gewagt haben. Aber es ist nicht undienlich, sich solche extremen Fälle von Bauerngemeinschaften ins Gedächtnis zu rufen, denn die schweren und tiefwurzelnden Fehler unserer Rasse hatten immer die Neigung, sie auf ähnliche Wege zu drängen.

Am Ausgang des 15. Jahrhunderts schnellte die Spannfeder spanischer Energie plötzlich empor, und in prachtvollem Sprung erscheint unsere Nation auf der Bühne der Weltgeschichte. Zwei Generationen später sinkt sie in eine historische Lethargie zurück, aus der sie sich noch nicht wieder erhoben hat, und in ihren Adern pulst das Blut mit langsamem, bäuerlichem Schlag.

¹⁾ Irrtümlich verwendet man das Wort fellah, um ausschließlich die untersten Volksklassen Ägyptens zu bezeichnen. Fellah bedeutet auf arabisch « Bauer », dasselbe wie mujik.